

(Nachdruck verboten.)

591

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Mæzø.

„Ich will schon bei den Kindern bleiben, Frau Rahmussen!“ sagte er. Die Frau packte ihre Arbeit zusammen. „Ja, Sie haben viel vor.“ sagte sie und blieb an der Tür stehen. „Ich verstehe mich ja nicht darauf, was es ist; aber man immer drauf los! Das ist nu mal mein Wahl-spruch. Denn schlimmer, als es ist, kann es nie werden, Witwe. Es hat sich was! Wir wollen uns man bloß nicht anstellen! Ein Mann kann sich ja kaum noch selbst versorgen, geschweige denn eine Familie in dieser verdammten Welt — und um Kinder zu kriegen, braucht man nicht Frau zu heißen. Hier habe ich nun mein ganzes Leben mich gerackert, mich um Glück und Gesundheit gebracht, und wenn ich noch mit all meinem Schuften so viel verdient hätt, wie die Lumpen kosten, die ich dabei verschleife? Ne, die hab ich mir noch hübsch bei den Herrschaften betteln müssen, für die ich wasch! Ja, die Haut ziehen sie einem über die Ohren; das hat Madam Rahmussen selbst ausprobiert. Und darum sag' ich, man immer drauf los! Heut kommt der Junge nach Haus: Mutter, nun haben sie wieder einen Dere auf zwei Dubend Brennholz aufgeschlagen. Was geht das uns an, Jung, können wir vielleicht zwei Dubend auf einmal kaufen? sag' ich. Ja, aber Mutter, dann kostet das eine Dubend einen Dere mehr! Und die Eier, die kosten die Stiege eine Krone zwanzig, da, wo die Wohlhabenden kaufen, aber hier! — Ne, meine liebe Madam, wenn Sie zwei Eier nehmen, kriegen Sie sie für fünfzehn Dere. Das macht dann acht Dere für ein Ei, denn man muß ja das kleinste Maß nehmen, die Einnahmen sind nun ja mal nicht danach. Es ist hart, arm zu sein. Wenn es doch nie besser wird, dann kann der Teufel den holen, der das Ganze geschaffen hat! Das war ein Fluch, der sich gewaschen hat!“

Belle sah da und spielte mit Klein-Lasse. Frau Rahmussens Worte hatten etwas in ihm wieder wachgerufen. Das war die ewige Klage, die ewige Klage. Jedesmal, wenn sie erkörnte, wurde die Welt des armen Mannes noch deutlicher in ihren Grundfesten für ihn sichtbar, der doch das Ganze kennen sollte! Es war ein entsetzlicher Abgrund, in den er hinabsah, grundlos; niemals schien man bis auf den Boden hinabzugelangen, und er hatte recht, er hatte recht!

Er sah da und zeichnete sorglos dem Knaben etwas auf einem Stück Papier und dachte an ganz andere Dinge; unwillkürlich nahm die Zeichnung Form von innen her an. „Das ist ja Geld, das ist ja Geld!“ rief Klein-Lasse aus und klatschte in die Hände. Erwachend betrachtete Belle seine Zeichnung. — Ja, freilich, das waren die großen Züge eines Behnkronenscheins. Es schmeichelte seinem Vaterherzen, daß der Junge es erkannt hatte; ihm wandelte die Lust an, zu sehen, wie ähnlich es sei. Aber wo in aller Welt sollte er einen Blauen bernehmen? Belle, der in dieser Zeit Einsammlung und Verteilung von Millionen besorgte, besaß auch nicht zehn Kronen. Die Pfeife! Die Pfeife! Daher hatte ja der Junge seine Vorstellung. Seine alte Weihnachtspfeife trug drolliger Weise einen Behnkronenschein auf dem Kopf, das war fast wie ein Gedanke! Er holte sie hervor und verglich es; es war lange nicht daraus geraucht worden. Dazu hatte es nicht gereicht. Eifrig setzte er sich hin, um die Zeichnung auszufüllen, während Klein-Lasse dastand und sich über das Hüpfen seines Bleistiftes amüsierte. „Vater ist klug, Vater kann!“ sagte er und wollte Schwester wecken, damit sie auch an dem Spiel teilnahm.

Nein, es wollte nicht gut werden! Das Bild mußte in Holz geschnitten und mit Farbe gedruckt werden, damit die Ähnlichkeit zum Vorschein kam. Aber dann kam Ellen nach Hause und er versteckte es.

„Willst Du es nicht nachlassen, auf Arbeit zu gehen?“ fragte er. „Ich will schon das Notwendigste schaffen.“

„Warum?“ entgegnete sie verschlossen. „ich bin doch wohl nicht zu gut, um was zu tun!“ Es war kein Klang in ihrer

Stimme, aus dem man hätte etwas herauslocken können; so begab er sich denn zu der Versammlung.

Jetzt, wo Ellen außer Hause arbeitete, lief er, so oft er nur Zeit hatte, hin, um sich nach den Kindern umzusehen. Er hatte sich ein Stück hartes Holz verschafft und einen Behnkronenschein. Mit großer Sorgfalt übertrug er die Zeichnung auf das Holz und fing dann an, sie auszuschnitzen, während er dasah und mit den Kindern plauderte. Die Beschäftigung belegte neue Seiten in ihm mit Beschlag; sie nahm seinen Sinn als eine künstlerische Aufgabe gefangen, die hinter allem lag und auf eigene Hand in ihm arbeitete, auch wenn er aus war. Die Arbeit erfüllte sein Gemüt mit einer eigenen Schönheit, solange sie anhielt. Eine warme und glückseligste Welt stieg aus dem Gesicht dieses Behnkronenscheins empor, der immer deutlicher aus der Dunkelheit herausglitt und alle Entbehrungen beiseite stieß. Wenn Pelle bei der Arbeit saß, schwang sich seine Seele aus all dem Drückenden empor, als sei er beirächt, es existierte gar nicht mehr für ihn. Er wurde auch Optimist und machte Ellen in Gedanken reiche Versprechungen.

Alles war in Grunde so einfach, es war nur ein Mißverständnis, nichts weiter! Er mußte mit ihr reden, und sie würde sofort einsehen, welchem glücklichen Dasein sie entgegengingen, wenn sie nur ausharrten. Das Schweigen hatte sie mit Groll erfüllt. Das Glück, das Glück; das war jetzt näher denn je, größer und herrlicher als die andern Male, als es angepocht hatte! Warum — wußte er nicht, er machte es sich auch nicht klar!

Wenn er dann aber ihren Schritt auf der Treppe hörte, verblaßten die Träume. Er erwachte und versteckte seine Beschäftigung, beschämt bei dem Gedanken, daß sie von der Arbeit nach Hause komme und ihn beim Spiel ertappen sollte.

Zuweilen drückte ihn das Gefühl des Unüberbrückbaren in seinem Verhältnis zu Ellen nieder. Er konnte sich den Widerspruch nicht erklären, in dem beständigen Hinaussehnen nach größeren und stärkeren Verhältnissen, von Sieg zu Triumph — und der Ohnmacht daheim, wo sein Glück rückwärts ging. Er ermüdete, darüber nachzugrübeln, und ihn wandelte die Lust an, gleichgültig gegen das Ganze zu werden. Neigung, dem Trunk zu verfallen, hatte er nicht, aber trotzdem versiel etwas in ihm: eine gewisse Gleichgültigkeit seiner eigenen Wohlfahrt gegenüber fraß sich auflösend in ihn hinein und veranlaßte ihn, sich weit vorzuwagen, einerlei, ob er Dummheiten machte, die ihm schädeten. Aber dann schrie es laut in ihm, namentlich wenn er den bitteren Aeußerungen der Not gegenüberstand. „Das ist mein altes Leiden,“ dachte er und wurde aufmerksam. In der Kindheit war es eine Art Schlaganfall, jetzt war es zu einer Stimme geworden.

32.

An einem frühen Morgen wanderte Belle in die Stadt hinein. Er war vor Ellen aufgestanden, um der peinlichen Morgenmahlzeit zu entgehen. Ellen wandte alle List an, um ihm eine ordentliche Nahrung beizubringen, und der Magen war nicht schwer zu überreden; hinterher schämte er sich dann darüber, daß er sich auf Kosten der andern versorgt hatte; so schlau er auch war, konnte er ihr nicht auf andere Weise widerstehen, als indem er sich aus dem Staube machte, während sie noch schlief.

Sein nüchternen Zustand verließ der Stadt und dem ganzen Leben einen eigentümlich durchsichtigen Schimmer. Vor ihm lag ein langer Tag mit einer ungeheuren Arbeit, und hinter sich hatte er den frischen Sieg von gestern. Es verhielt sich damit so, daß die Eisenindustriellen die schlaue Idee gefaßt hatten, einen Sprengverein für Schmiede und Maschinenmeister zu stiften und ihm einen Namen zu geben, der große Ähnlichkeit mit dem ihres Fachvereins hatte. Dann schickten sie Laufzettel an die Leute herum, daß die Arbeit am nächsten Tage wieder aufgenommen würde. Manche waren nicht geübt im Lesen und hielten es für eine Mitteilung von ihrem eigenen Fachverein, andere meinten, ein Fachverein sei ein Fachverein, und wieder andere ließen sich von den größeren Vorteilen locken, die der neue Verein bot. Es herrschte große Verwirrung unter den Arbeitern des Faches! Sobald der Kniff entschleiert war, zog sich jeder

redliche Mann aus der Geschichte zurück; aber ein Reinsfall war es doch! Und ein gräßlich beschämendes Gefühl allen Kameraden gegenüber.

Belle war wütend über diese Kriegsliste, die im Grunde ihn als Leiter des offenen Kampfes traf; er hatte eine Niederlage erlitten und sann auf Rache. Doch allen Anstrengungen der Streifwache war es nicht möglich, eine vollständige Liste der Streifbrecher zu bekommen; der Merger darüber brannte in ihm wie ein beschämendes Gefühl von Ohnmacht, er war dafür bekannt, daß er bis auf den Grund kam, wenn er etwas unternahm! So beschloß er denn, List mit List zu begegnen. Er legte drei Gegnern eine Falle, so daß sie selbst die Streifbrecher auslieferten. Eines Morgens veröffentlichte er seine Liste im „Arbeiter“ mit einem hochmütigen: Seht nur, mehr haben die Gegner nicht! Waren nun die Arbeitgeber wirklich auf den Leim gegangen, oder war ihnen das Schicksal der Streifbrecher im Grunde gleichgültig — am nächsten Morgen proteftierte ihr Organ und gab die Namen und die Zahl der übrigen auch an.

Das war eine Ohrfeige, die sich gewaschen hatte, sie warf ihr Licht auf die mageren, stillstehenden Gesichter. War das eine Antwort auf die List von neulich! Dieser Belle war doch ein verteufler Kerl — hurra! Witz! Er soll leben, hurra! —

Belle war ein verteufler Kerl! Wie er dahintrabte, frisch und voll von dem Draufgängermt, während er das Echo aus den Seitenstraßen und den großen Kasernen mit in seinen kräftigen Tritt hineinnahm. Straßen und Häuser lagen reisbedeckt da von dem Frost der Nacht, oben in der Luft spürte man das eigene Glibern, das nun einmal zur Stadt gehört, das Licht kam aus verborgenen Quellen. Alle Sorgen hatte er daheim hinter sich gelassen, ringsumher grüßten ihn Arbeiter, und er sandte ihnen seinen Gegengruß wie einen aufmunternden Gesang. Er kannte sie nicht, aber sie kannten ihn! Das Gefühl, daß seine Arbeit, so harte Spuren sie auch hinterließ, Dankbarkeit erweckte, wirkte erhebend auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Aber der Hintergrund.

Gestern sah ich ihn wieder, er ist unbedingt ein feiner Mann, und früher freute ich mich jedesmal, wenn ich ihm irgendwo begegnete. Er hat einen blonden Vordentopf, eine respectable Größe und eine vornehme Gangart. Er trägt einen Kneifer, den Bart französisch und die Hände in den Taschen; auf der Straße in den Seitentaschen der Jacke. Wenn er an einer Säule steht, so steckt er die eine Hand in die Hosentasche und in der anderen hält er pikant eine Zigarette.

Ob man das pikant machen kann? Ja, das ist eben seine Kunst, er ist nämlich Künstler, und er kann alles pikant machen, wenn es darauf ankommt.

An der Säule steht er sehr oft, im Theater, im Konzertsaal, bei Vorträgen usw., er weiß, daß er sich da sehr gut ausnimmt. Dann steht er ein Wein vor das andere und läßt die Blicke der Damen in seinen blonden Vorden spielen. Wenn er raucht, so pufft er kleine diskrete Wölkchen in den Weltensraum und sieht ihnen träumerisch nach. Wenn man mit ihm spricht, findet man die harmonische Ergänzung seines Aeußeren in seinem Innern. Er denkt gerade wie er lebt und fühlt gerade so, wie er aussieht, er ist durch und durch ein Künstler.

Mit geschäftlichen Dingen darf man ihm nicht kommen. Geldsachen sind ihm zuwider, ich glaube auch, er verachtet den Mammon Prinzipiell.

Dabei hat er immer Geld, immer und immer, und das ist das Merkwürdigste an ihm, das war das Einzige, was ich lange Zeit nicht begriffen habe, denn solche Leute haben entweder ein Vermögen, dann verbrauchen sie es in kurzer Zeit, oder sie haben einen Monatswechsel, und der ist dann gewöhnlich in drei oder fünf Tagen für den laufenden Monat erledigt. Fast alle solche Leute ziehen die meiste Zeit des Jahres mit einem Seufzer auf den Lippen, den nur wenige Eingeweichte verstehen, das Portemonnaie aus der Tasche; „er“ tut es immer mit einem Lächeln, mit einem gewinnenden, hübschen Lächeln, das ihn außerordentlich gut steht.

Das begriff ich nicht, bis ich eines Tages dahinter kam.

Er hat eine Schwester. Ganz zufällig erfuhr ich das alles, was mir interessant genug schien, daß man es erzählen möchte. Sie waren beide jung, als sie aus einer Kleinstadt nach München kamen. Sie hatten beide gleich viel Vermögen auf der Bank liegen, es waren für jeden so einige Tausend Mark. Sie war damals achtzehn Jahre, ein blondes braves Mädchen ohne besondere Nuancen für die Augenstehenden. Sie war nicht häßlich und nicht schön, sie trug sich einfach und vermied die dillige Fröhlichkeit und für die Leute war sie zu sparsam.

Er wollte Künstler werden und griff in die Taschen eines guten Pianos, fuhr mit den Händen durch seine blonden Vorden und durch seine Bankguthaben. Er war nämlich vollständig volljährig, na-

und er wurde Künstler. Er ging fünf Jahre auf die Akademie und brauchte viel Geld, und sie blieb zu Hause und verdiente Geld.

Sie arbeitete mit einer neuen Nähstitchmaschine und was sie verdiente, das reichte ungefähr für ihren Verbrauch. So war es wohl zwei Jahre lang, dann verdiente sie mehr, und er brauchte mehr; sie schickte ihr Geld auf die Bank, und er ließ sich das seine von seinem Guthaben kommen.

Eines Tages kam er auf die Idee, daß man das dumme Porto sparen könnte. Er nahm Geld von der Schwester, und dafür schrieb man auf der Bank von seinem Konto ab auf das der Schwester zu. Das war sehr praktisch und kaufmännisch korrekt; aber später vergaß er gelegentlich der Bank die entsprechende Anweisung zu geben, und er sagte dann zu der Schwester: „Schreib das auf.“

Anfangs schrieb sie es auch auf.

Später brauchte er immer mehr, und sie verdiente auch immer mehr. Sie war inzwischen von der Fabrik engagiert, Kurse auf der Nähstitchmaschine zu geben und hatte ein festes Gehalt und Provision.

Die Umschreiberei auf der Bank, die machte man jetzt nicht mehr.

Die immertwährende Arbeit von früh bis nachts und alles, was das Leben für das Mädchen brachte, ließ ihre Schönheit nicht größer werden; sie wurde älter, tüchtiger und bescheidener.

Sie verdiente so viel, daß der Bruder, dessen Ansprüche bedeutend gewachsen waren und weiter wuchsen, alles, was er brauchte, von ihr bekommen konnte, und das war eigentlich sehr bequem und angenehm, denn man sparte so alles Porto und hatte weiter keine Scherereien. Außerdem hatte er auch gar kein Bankguthaben mehr, denn das war ganz im stillen schon seit zwei Jahren aufgebraucht worden.

So war das jetzt.

Das Mädchen arbeitete alle Wochentage und fast alle Sonntage, wohnte in einem kleinen Zimmerchen, lebte so bescheiden wie möglich und verdiente so viel, daß ihr Bruder den tadellofsten „feinen Mann“ spielen konnte.

Wohl mußte sie in früheren Jahren manchmal auf, sie meinte, wenn er fünf Jahre studiert, drei Jahre ausgeruht, dafür konnte er doch nun etwas tun, was etwas einbrächte. Aber da ließ er seine Ueberlegenheit spielen, er war ihr nicht nur an Schönheit, Eleganz und weltmännischer Klugheit weit, weit überlegen, er war auch viel „geistreicher“ als sie, und wenn er seine Ueberlegenheit spielen ließ, schwieg sie einfach ganz still und gab ihm alles, was er brauchte.

Sie zahlte seine Anzüge, seine Schusterrechnungen, seine Wäsche, sie gab ihm Taschengeld, sie sorgte für alle Kleinigkeiten wie eine Mutter und erbeutete dafür das wohlgefällige Kopfnicken eines Mannes, der „hoch“ über ihr stand — —, und es ging und geht so weiter.

Aber ich muß sagen, seit ich alles das kenne, kann ich mich nicht mehr an der künstlerischen harmonischen Abgeschlossenheit dieser geistreichen blonden Persönlichkeit freuen. Und auch sonst, wenn ich seine so hoch interessante schöne Erscheinung sehe, so muß ich immer an die beiden denken, und jedesmal kommt mir die Frage in den Sinn: „Wie viele gibt es wohl von Deiner Art — —?“

Fritz Sänger.

Josef Dietzgens Lebenswerk.

II.

Sucht man nach dem grundlegenden Gesichtspunkte, der in der Gedankenarbeit Dietzgens die zentrale Stellung einnimmt und sich allen übrigen Elementen seines Denkens überordnet, so ist es die Idee der durchgängigen Einheit der Welt, worin alle diese Elemente zusammenfließen, wie die Ströme in einem Ozean. Dieser Gedanke zieht sich in unzähligen Wendungen durch alle seine Schriften; uner müßlich sorgt Dietzgen dafür, ihn dem Bewußtsein seiner Leser unauslöschlich einzuprägen. Worin besteht diese Einheit und wie können wir sie ergründen?

Verweilen wir zunächst bei der ersten Frage. Wir wissen, daß für den Rationalismus diese Einheit eine logische, rein gedankliche war, für den Materialismus lag sie in der Mechanik des Stoffes, für die dialektische Philosophie Hegels in der Selbstentwicklung des unibersellen Geistes. Alle diese Antworten läßt Dietzgen gelten als Teiläußerungen der allgemeineren höheren Erkenntnis. Die Einheit ist ideell, ist logisch: in der Form des religiösen Glaubens, der dunklen Ahnung, der philosophischen Spekulation existierte sie in den Köpfen der Menschen, lange bevor die wissenschaftliche Erforschung der Welterscheinungen begann. Aber sie ist nicht rein logisch: der menschliche Kopf vermag sie nicht den Erscheinungen aufzuzwingen. Umgekehrt, unser Kopf begreift die Welt als einheitlich, nur weil er selbst ein Teil der Welt ist. Die Einheit ist stofflich: die Erscheinungen sind miteinander als Teile der stofflichen Natur verbunden. Aber sie ist nicht nur mechanisch: die Mechanik ist zwar eine Seite des Weltzusammenhanges, sie erschöpft ihn jedoch nicht. Die Einheit besteht in der ewigen Entwicklung, in der ununterbrochenen Wiedererneuerung. Darin hat Hegel recht. Aber es ist nicht der Weltgeist, der seine Formen ändert, sondern das Weltall selbst besteht nur als Summe seiner wechselnden Erscheinungen, deren Wechsel das einzig Bleibende ist. In diesen Bestimmungen, so plausibel sie für uns klingen mögen, sind die Ergebnisse der tausendjährigen Arbeit der Naturwissenschaft und der Philosophie zusammengedrückt.

Denn — und nun kommen wir auf die zweite oben gestellte Frage — wir ergründen diese Einheit nur auf dem Wege der Erfahrung, die immer durch die Praxis korrigiert und erweitert wird. Der Empirismus, der auf die Erforschung des tatsächlich Gegebenen pocht, hat gewiß recht, sofern er nur die Selbständigkeit jeder einzelnen Tatsache nicht übertreibt. Denn es gibt keine reine Tatsache; jedes Ding erweist sich bei weiterer Forschung als ein Teil des Weltganzen. Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern.

Die Naturwissenschaft vor Darwin sah ihren ganzen Stolz darin, möglichst viele und möglichst genaue Beschreibungen der in der Natur existierenden lebenden Wesen zu liefern. Von ihrer gegenseitigen Verbindung wollte sie nichts wissen. Und doch — eben auf diese mühselig erworbene Tatsachenammlung stützte sich Darwin, indem er aus den Einzelbeobachtungen die Entwicklungseinheit der organischen Welt herausarbeitete. Die Einheit steckt bereits in den Tatsachen, sie konnte jedoch nur mittels des Kopfes entdeckt werden. Und was für das beschränkte Gebiet der Biologie gilt, das gilt auch für das gesamte Weltall.

Dieser Punkt ist mit aller Schärfe ins Auge zu fassen, denn daraus ergeben sich Konsequenzen, die geeignet sind, unsere ganze Denkweise zu revolutionieren. Wenn das Weltall eine geschwähigte, ewig fließende Einheit ist, die alle Verschiedenheiten und Gegensätze in sich begreift und keine starren Grenzen kennt, so kann keine Denkweise auf die Dauer standhalten, die von dieser Erkenntnis nicht durchdrungen ist. Unser Denken muß demnach dialektisch sein wie die Natur selbst. Das heißt, es muß alle Gegensätze und Unterschiede, die in der Natur und in der Gesellschaft vorkommen, als bloß relative auffassen, die durch die fortschreitende Entwicklung überholt und durch neue ersetzt werden. Dieser Forderung hat Hegel eine mythische Form gegeben; für Diehgen ergab sie sich aus den positiven Tatsachen der fortschreitenden Natur- und Gesellschaftswissenschaft. Unser Denken aber muß zugleich induktiv sein, d. h. seine Verallgemeinerungen nur auf Grund strenger Erforschung einzelner Tatsachen aufstellen. Denn die Einheit in der Natur ist kein leeres Schema: sie wird immer nur in einzelnen Erscheinungen offenbart. So muß unsere Denkweise der Forderung des Empirismus genügen, ohne sich jedoch dadurch erschöpfen zu lassen. Sie muß sich vielmehr auch den berechtigten Ansprüchen des Rationalismus fügen, d. h. ihre Verallgemeinerungen mit dem Bewußtsein treffen, daß sie den tatsächlichen Einheitsverbindungen in der Natur immer näher und näher kommen.

Kann aber unser Geist allen diesen Forderungen genügen? Diehgen beantwortet diese Frage, indem er, dem Beispiel seiner großen Vorgänger folgend, die Natur des Geistes untersucht. Dieser Untersuchung ist vornehmlich seine erste philosophische Arbeit: „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit“ gewidmet. „Denken ist eine Tätigkeit des Gehirns, wie Gehen eine Tätigkeit der Beine. Wir nehmen das Denken, den Geist ebenso sinnlich wahr, wie wir den Gang, wie wir Schmerzen, wie wir unsere Gefühle sinnlich wahrnehmen. Das Denken ist uns fühlbar als ein subjektiver Vorgang, als ein innerlicher Prozeß.“ Wir haben hier die erste engere Bestimmung des Geistes als physiologische Funktion; diese Bestimmung ist Diehgen mit allen Materialisten gemein. Verfolgen wir diesen Gedankengang etwas weiter, wozu sich bei Diehgen zahlreiche Anlässe finden, so ergibt sich, daß das Gehirn mit seinen Funktionen als ein Hilfsorgan im Kampfe des Organismus ums Dasein entstanden ist und sich in dieser Richtung weiter ausgebildet hat. Schon diese durch die biologische Entwicklungslehre verbürgte Tatsache dürfte genügen, um die nähere Verwandtschaft der geistigen Tätigkeit mit der Umgebung des Organismus zu erklären. Mittels seiner Sinnesorgane, die auf dem Prinzip der Arbeitsteilung aufgebaut sind, tritt der Organismus in verschiedenartige Beziehungen zu seiner Umgebung. Diese Beziehungen nennen wir Sinnesindrücke oder Empfindungen; sie bilden das gegebene Material für die Tätigkeit unseres Geistes. Hiermit erhält der Geist eine weitere Bestimmung; wir dürfen ihn fortan nicht mehr rein physiologisch auffassen, sondern vielmehr als eine mit dem gesamten Dasein zusammenhängende Erscheinung, als eine kosmische Kraft. Diese Kraft hat, so gut wie irgendeine andere Kraft des Universums, ihre eigene spezifische Wirkungsweise. In der tausendjährigen Geschichte der Menschheit treten ihre Wirkungen klar zutage. Jeder Schritt auf dem Wege der Erkenntnis besteht letzten Endes in dem Berggliedern und Zusammenfassen des sinnlich gegebenen Materials, in dem Schaffen der Begriffe, die das Allgemeine in den wechselnden Erscheinungen festzuhalten suchen. Beim Heransarbeiten der Begriffe verfährt der Geist schöpferisch, aktiv, jedoch nicht willkürlich. Er hat im Einklang mit den Tatsachen zu bleiben. Denn nur solche Begriffe bewahren sich, die durch Tatsachen kontrollierbar sind, die uns erlauben, das Künftige vorauszusehen und unsere Macht über die Natur vermehren.

Worin besteht nun das Endergebnis dieser Tätigkeit? Vermag unser Geist bis zur Erkenntnis der Wahrheit vorzudringen? Darauf antwortet Diehgen: „Die Aufgabe des Menschengesistes besteht nicht darin, die Wahrheit zu suchen, sondern ein möglichst treffliches Bildnis der Wahrheit zu gewinnen.“ Zum Verständnis dieser etwas paradox klingenden Ansicht wollen wir auf das Vorhergesagte zurückgreifen. Der Empirismus zweifelte an der Existenz der objektiven Wahrheit. Er sah in den Empfindungen nur das Subjektive, er beachtete nicht, daß in ihnen zugleich die objektiven Verhältnisse der Dinge stecken. Für den

Rationalismus befand sich die reine Wahrheit in den allgemeinen Begriffen der Vernunft; die Welt der sinnlichen Erscheinungen war für ihn eitel Lug und Trug. Für Diehgen ist, wie wir schon wissen, gerade diese, unseren Sinnen sich offenbarende Welt der Inbegriff der Wahrheit. Unser Geist ist eine Teilercheinung der Welt, und wie das Ganze nie in seinen Teil vollständig eingeht, so geht auch die unendliche Mannigfaltigkeit der sinnlichen Erscheinungen in die Begriffe des Geistes nicht hinein. „Wir können alle Dinge durchaus erkennen; aber nebenher sind sie noch mehr als kenntlich, und daß sie noch mehr sind, daß sich das Sein nicht auslöst im Denken, darf nur ein Phantast belagern.“ Es liegt hierin eine Anerkennung der relativen Gültigkeit des Rationalistischen Kritizismus, wonach unsere Vernunftserkenntnis nicht über die Grenzen der Sinnlichkeit reicht. Aber Diehgen verwirft die Ansicht, als ob diese Erkenntnis nicht ins Innere der Natur zu dringen vermöge: für ihn gibt es keine andere Erkenntnis, weil es auch keine Welt hinter der erfahrbaren gibt.

Der menschliche Geist, der auf diese Weise am Aufbau der Wissenschaft wirkt, erhebt sich dadurch aus dem Reiche der Natur in das der Geschichte: er wird zum Gesamtgeiste des Menschengeschlechts. Dieser wirkende Geist wird aus dem materiellen Getriebe des Erwerbslebens geboren und beständig modelliert. Ueber die Richtung, in der diese Formung des menschlichen Geistes vor sich geht, über die Befähigung des Geistes, sich selber zu erfassen und so hinter das Geheimnis seiner Beziehung zur Natur zu kommen, sagt Diehgen in der Vorrede zu seiner ersten grundlegenden Schrift „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit“: „Ich entwickle in dieser Schrift das Denkörmogen als Organ des Allgemeinen. Der leidende, der vierte, der Arbeiterstand ist insoweit erst der wahre Träger dieses Organs, als die herrschenden Stände durch ihre besonderen Klasseninteressen verhindert sind, das Allgemeine anzuerkennen. Wohl bezieht sich diese Beschränkung zunächst auf die Welt der menschlichen Verhältnisse. Aber solange diese Verhältnisse nicht allgemein menschlich, sondern Klassenverhältnisse sind, muß auch die Anschauung der Dinge von diesem beschränkten Standpunkt bedingt sein. . . . Da nun dem Denkörmogen alle Verhältnisse Gegenstand sind, hat es von allem zu abstrahieren, um sich selbst rein oder wahr zu erfassen. Da wir alles nur mittels Denkens begreifen, müssen wir von allem absehen, um das reine, das Denken im allgemeinen zu erkennen. Erst eine historische Entwicklung, welche so weit fortgeschritten, um die Auflösung der letzten Herr- und Knechtschaft zu erstreben, kann soweit der Bourgeoisie entbehren, um das Urteil im allgemeinen, die Kopfarbeit wahr oder nicht zu erfassen. . . . Der Mensch des vierten Standes ist endlich „reiner“ Mensch.“

Physiologische Funktion, universelle Kraft, wirkender Faktor der Geschichte — dadurch daß Diehgen diese drei Stufen des Geistes zu einer Einheit verschmilzt, gibt er dem historischen Materialismus die Kraft, das Gebiet der Ideologie ebenso zu beherrschen, wie das der Ökonomie und Geschichte.

Ist jedoch eine derartige Erweiterung und Ergänzung des Marxismus notwendig? Brauchen wir überhaupt eine Philosophie? Manche sind geneigt, diese Frage zu verneinen. Und doch — nehmen wir irgendein Gebiet der Spezialkenntnis: überall treffen wir die gleichen dialektischen Bewegungsgehe an, die auch unser Denken beherrschen. Aber was dort in unendlicher Mannigfaltigkeit und Spezialisierung auftritt, erscheint hier in einfacher und durchsichtiger Form abstrakter logischer Gesetze. Je besser wir demnach unseren Geist in seinem allgemeinen Verhältnis zur Welt der Erfahrung kennen, je „philosophischer“ unsere Gesamtbildung ist, desto leichter werden wir uns auch in der Erkenntnis einzelner Tatsachen zurechtfinden, ohne von ihnen überwältigt zu werden. Mag eine solche philosophische Schulung für den einzelnen vielfach zu entbehren sein, die proletarische Ideologie in ihrer Gesamtheit läßt sich auf die Dauer philosophischer Elemente nicht berauben, ohne einer Verklüftung zu verfallen.

Gegen eine solche Gefahr bildet das Studium Diehgenscher Schriften den besten Schutz. Aber noch mehr als dies. Jetzt wo man an allen Ecken und Enden von „der Belebung des philosophischen Interesses“ spricht und sich wieder ansieht, den Kampf gegen die Bestrebungen der Arbeiterklasse in das philosophische Gewand zu kleiden, kann uns die Diehgensche Philosophie zu einer Rüstkammer wertvoller Waffen werden. Enthält sie doch, wie wir gesehen haben, alle wesentlichen Elemente der früheren Philosophie in sich aufgehoben und kann daher gegen jede Ueberspannung philosophischer Begriffe von relativer Gültigkeit erfolgreich ins Feld geführt werden. In jedem Falle aber wird das Studium Diehgenscher Werke nur zu einer Förderung, Belebung und Vertiefung unserer geistigen Kampfmittel führen. Das eine aber wird man darin vergebens suchen: den in letzter Zeit viel besprochenen Gegensatz zwischen „engerem“ und „weiterem“ Marxismus. Wer von den ökonomischen oder historischen Werken marxistischer Schule zum Studium Diehgenscher Werke übergeht, der findet sich, trotz der Verschiedenheit der behandelten Gegenstände, in einer und derselben Welt. Es ist die gleiche Methode, die in diesen beiden Gebieten herrscht, es ist derselbe Geist, der sie belebt, und das ist der Geist weder des „engeren“, noch des „weiteren“, sondern des rechten und echten Marxismus.

III.

Durch vorliegenden kurzen Abriss ist die reiche Gedankenwelt Diehgens nur in ihren Hauptzügen skizziert; wer Diehgensche

Philosophie ernstlich studieren will, vor hat zu seinen Schriften zu greifen. Und dazu gibt die neue dreibändige Ausgabe seiner gesammelten Schriften die beste Gelegenheit.

Sie bringt in den ersten zwei Bänden Diehgens Hauptschriften in chronologischer Abfolge; der dritte Band vereinigt seine kleineren Gelegenheitschriften und Artikel, Briefe usw. Eine solche Anordnung ist für die Schriften Diehgens die natürlichste. Bei seiner Kopparbeit legte sich Diehgen keine Fesseln strenger Systematik an, und wer seine Schriften etwa in übliche Rubriken: theoretische und praktische Philosophie mit ihren Unterabteilungen, einzuwängen wollte, der hätte recht bald an der Vielseitigkeit einer jeden Schrift scheitern müssen. Andererseits aber erleichtert gerade diese Vielseitigkeit das Eindringen in den Geist der Diehgenschen Philosophie, da sie sozusagen viele Zugangsportale zu ihr schafft. In dieser Hinsicht ist an erster Stelle die reifste und innerlich abgerundete Schrift: „Streifzüge eines Sozialisten in das Gebiet der Erkenntnistheorie“ zu nennen. Sie stellt eine Vertiefung und teilweise Ergänzung seiner ersten, mehr systematisch angelegten Arbeit: „Das Wesen der menschlichen Kopparbeit“ vor, in der Diehgen auch zu den grundlegenden Fragen der Ethik Stellung nimmt. Zwei weitere größere Schriften: „Briefe über Logik“ und „Das Akquisit der Philosophie“, dienen der Verständigung und Weiterentwicklung der Gedanken, die seine Erstlingschrift enthält. Viel köstliches bieten seine kleineren Artikel, von denen manche wahre Meisterstücke der Popularisierungskunst sind. Einige von ihnen greifen — und mit viel Glück — auf das Gebiet der Ökonomie und Gesellschaftslehre über. Es ist hier vor allem das schöne Schriftchen „Religion der Philosophie“ zu nennen. Wir müssen uns indes verjagen, darauf des näheren einzugehen.

Alles in allem: die vorliegende Ausgabe, deren Gebrauch durch einseitige Kommentare des Herausgebers — Eugen Diehgen — wesentlich erleichtert wird, wird für alle, denen die Erfüllung der Massen mit dem sozialistischen Geist am Herzen liegt, eine nie versiegende Quelle der Anregung und Belehrung sein. „Das alte Wahre“, von dem der Dichter spricht, bringt sie uns wieder dar.

V. Th.

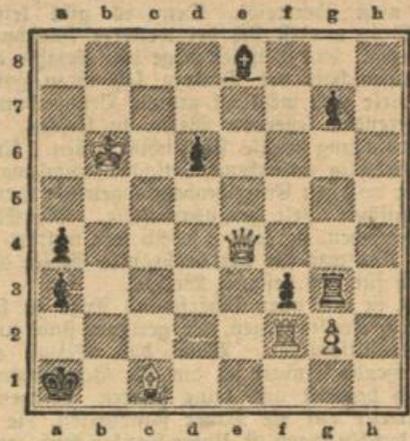
Kleines feuilleton.

Archäologisches.

Wie alt ist das Eisen? Man war früher allgemein der Ansicht, daß das Eisen und seine Bearbeitung in den alten Kulturländern am Mittelmeer bereits Jahrtausende vor Christi Geburt bekannt gewesen sei. Auch in Ägypten sollte, so nahm man an, das Eisen schon sehr frühzeitig, und zwar zur Zeit der Erbauung der Pyramiden, in Benutzung gewesen sein. Diese Anschauung hat sich jedoch auf Grund neuerer Forschungen als irrig erwiesen. In einem Vortrage, den dieser Tage der bekannte schwedische Reichsantiquar Professor Montelius zu Stockholm hielt, führte er aus, daß um das Jahr 2000 vor Christi das Eisen in Ägypten noch nicht bekannt gewesen sein kann. Wir wissen nämlich, daß in Griechenland das Eisen selbst um 1200 v. Chr. noch nicht bekannt gewesen ist. Nun war aber Griechenland auch im Altertum nur wenige Tagereisen von Ägypten entfernt und stand außerdem mit dem Pharaonenlande in lebhaftester Verbindung. Es ist infolgedessen undenkbar, daß man in Griechenland von einer technischen Fertigkeit länger als 800 Jahre nichts hätte wissen sollen, die man im benachbarten Ägypten bereits beherrschte. Die Annahme, daß das Eisen in Ägypten schon so frühzeitig bekannt gewesen sei, rührt daher, daß während der Zeit des neuen Reichs das Eisen durch eine Hieroglyphengruppe bezeichnet worden war, die auch schon in wesentlich älteren Inschriften vorkommt. Man darf aber ruhig annehmen, daß diese Gruppe nicht allein das Eisen, sondern überhaupt ein Metall bezeichnete, und zwar eins, das schon sehr früh bekannt war. Es gibt auch einige Funde eiserner Gerätschaften aus sehr alter ägyptischer Zeit; aber wirklich verbürgt ist das Alter dieser Funde keineswegs, zumal eine sachgemäße Untersuchung bei der Ausgrabung nicht erfolgt war. Man darf ihnen deshalb nicht allzu große Bedeutung beimessen. Auch im westlichen Asien und in Persien war das Eisen vor dem Jahre 1200 v. Chr. nicht bekannt. Ebenjowenig kannte Griechenland während der Mikene-Periode das Eisen. Aus etwas späterer Zeit stammt ein griechischer Fund von einigen Eisenringen. Aus Italien ist gleichfalls kein früherer Fund bekannt. In den Alpenländern dürfte das Eisen um das Jahr 1000 v. Chr. in Gebrauch gewesen sein; aus dieser Zeit stammt der Fund eines Bronzefeschwertes mit eingelegerter Eisenverzierung. In den Ländern nördlich der Alpen, so in Deutschland und auch in England, ist das Eisen ziemlich allgemein um das Jahr 800 herum bekannt gewesen. Nach Nordeuropa wird es noch etwas später gekommen sein. Es ist charakteristisch für das erste Auftreten des Eisens, daß es zunächst immer erst zu Schmuckgegenständen und eingelegerter Verzierungen verwandt wurde. Erst später ging man dazu über, Waffen und Werkzeuge daraus zu schmieden. Uebrigens wurde sehr lange Zeit Bronze gleichzeitig mit dem Eisen verwendet. Wo das Eisen zuerst bekannt war, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Man neigt aber zu der Auffassung, daß die Bearbeitung des Eisens zuerst auf Kreta erfolgt ist. Eine alte griechische Uebersetzung erwähnt nämlich, daß auf Kreta das Eisen im Jahre 1423 v. Chr. bekannt geworden sei.

Schach.

Unter Leitung von E. Napin.
Bardener.



2 ♀ (194-101 ♀)

Schachnachrichten. Der Schlußstand von San Sebastian ist: Rubinstein 12½, Niemzowitsch und Spielmann je 12, Zarrah 11½, Perlis 10, Warshall 9½, Duras 8½, Schlechter und Teichmann je 8, Leonhardt 5. Nachstehend eine Partie aus dem Turnier:

Spanisch.

Spielmann Dr. Zarrah

1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. Lf1-b5 a7-a6
4. Lb5-a4 Sg8-f6
5. 0-0

Auch in dieser Partie zeigt sich, daß dies nicht der härteste Zug ist. Wir erinnern an 5. Dd1-e2!, b7-b5!; (5. Lc5?; 6. LxS, dxc6; 7. Sxc5, Dd4; 8. Sd3, La7; 9. Se3 zc. Auf andere Gegenzüge spielt Weiß 6. e2-c3 nebst eventuell d2-d4); 6. La4-b3, Lf8-c5; 7. a2-a4, Ta8-b8! (7. b4?; 8. LxL7?, KxL; 9. Dc4? nebst DxL); 8. a4xb5, a6xb5!; 9. Sb1-c3, 0-0! (von Zarrah herrührend); 10. Sc3-d5 (10. Sxb5?, d5!; 11. Sc3, Lg4 nebst eventuell Sd4 mit überwältigendem Angriff) 10. Sf6xd5; 11. Lb3xd5, Sc6-d4; 12. Sf3xd4, Le5xd4; 13. e2-c3, Le5-b6; 14. 0-0 zc. Die freie a-Reihe, die Schwäche des Bb5 und die Möglichkeit mit d3 nebst Le3 (oder auch Td1 nebst d4) im Zentrum vorzugehen, verbürgen dem Anziehenden das bessere Spiel.

5. Sf6xe4

Ausreichend ist auch 5. Le7; 6. Te1, b5; 7. Lb3, d5; 8. c3, Sa5; 9. Le2, c5; 10. d4, Dc7; 11. Sbd2, 0-0; 12. h3, Lb7! (Der hier übliche e Rückzug Sc6? ist zu unterlassen) 13. Sf1, Tfc8 (droht cxd4) 14. Te2, Se8; 15. Sg3, Se4; 16. b3, Sb6; 17. Lg5, Lf8 zc. Schwarz ist auf dem Königsflügel hinreichend gedeckt und kann mit a6-a5 auf dem Damenflügel eine Aktion einleiten.

6. d2-d4 b7-b5

Die Alten über 6. e5xd4; 7. Dd1-e2 (von Napin angegeben. Mit 7. Te1, d5; 8. Sxd4, Ld6; 9. Sxc6, Lxh2? gelangt man zur „Ritger Verteidigung“, die bei 10. Kh1, Dh4; 11. Txs7, dxe4; 12. Dd8!, Dxc7; 13. Sxd7, KxS; 14. KxL, Ld6 zc. dem Nachziehenden eine ausreichende Verteidigung ermöglicht.) 7. Dd8-e7; 8. Tf1-e1, Se4-e5; 9. De2-d1, Sc5-e6 zc. sind noch nicht abgeschlossen. Schwarz wird einen Bauer mehr behalten, aber heftigen Angriff auszuhalten haben.

7. La4-b3 d7-d5

8. a2-a4

Besser ist 8. dxe5, Le6; 9. c3. Aber auch hier kann sich Schwarz mit 9. Se5 (Das Manöver rührt von Dr. E. Lasker her) 10. Le2, Lg4! nebst event. Se6 Droht d5-d4) genügend verteidigen.

8. Sc6xd4!

Von Schlechter herrührend.

9. Sf3xd4 e5xd4
10. Sb1-c3
10. Se4xc3
11. b2xc3
11. Lxd5 zc
12. a4xb5 c7-c5?
13. Dd1-f3 Lf8-e7

Auch bei 13. e4! erlangt Schwarz mit 13. Lb7 ein ausgezeichnetes Spiel.

13. Lc8-e6

14. Ta1xa6 0-0

15. c3xd4 c5-e4

16. Lb3-a2

16. La4, Dd7! und gewinnt den L.

16. Ta8xa6

17. b5xa6 Dd8-a4

18. La2-b1 c4-c3!

19. Df3-g3 Tf8-c8

20. f2-f4 Le6-f5!

Die Fernierung der gegnerischen Läufer ist von Schwarz meisterhaft durchgeführt.

21. Tf1-e1 Le7-f6

22. Kg1-h1 h7-h6!

23. h2-h3 Tc8-b8

Das Rechten auf d4 würde den Lc1 frei machen.

24. Lc1-e3 Da4xa6

24. Da1; 25. a7!, Dxa7 führt zum selben Resultat.

25. Te1-d1 Da6-a1

26. Dg3-e1 Lf5-e1

27. Kh1-h2 Lf6-e7

28. Dd1-f1 f7-f5

29. Td1-e1 Le7-h4

30. g2-g3?

.

Beschleunigt das Verderben.

30. Lh4-e7

31. Le3-f2 Le7-d6

32. Te1-c1 Kh8-h7

33. Te1-e1 Tb8-b6

34. Te1-c1 Ld6-a3

35. Te1-e1 Da1-b2

36. Df1-e2 Tb6-b4

37. Te1-g1 Tb4-b6

38. Tg1-e1 Db2-b4

39. De2-h5?

Beitritt sofort. Df1 leistete längeren Widerstand.

39. Db4xb1

40. Te1xb1 Tb6xb1

41. g3-g4 La3-c1!

Angegeben.

Denn auf 42. Kh2-g3 (42. Lg3, Le3 nebst event. Lg1?) folgt 42. g7-g6; 43. Dh4, Lxf4?; 44. KxL, g5 mit Damengewinn. Eine von Dr. Zarrah schön gespielte Partie.